

Garner Kollegi-Chronik



8. Jahrgang

Heft 2

Februar 1946

Das Kloster Gries im Weltkrieg

Auch über die dicken Klostermauern wirft das Weltgeschehen seine Wogen. Wenn bombenbeladene Flieger über den stillen Klosteranger hinwegbrummen, wenn vorüberratternde Tanks die friedlichen Zellen mit ihrem Lärm erfüllen, wenn Kugeln über Kirche und Kloster hinwegpfeifen, wenn gar Bomben im Klostergarten platzen, kündigt das alles nur zu laut vom Krieg in der Welt. In diesen Zeilen will ich einiges von den Eindrücken und Gefühlen schildern, die uns hinter den Klostermauern in Gries beseelten, als draußen der große Krieg vorüberzog.

Der Faschismus setzte seiner Politik der Italianisierung des schönen Südtirol mit allen Mitteln der Gewalt den Schlußstein durch den Umsiedlungsvertrag zwischen Hitler und Mussolini. Darin erhielten die Südtiroler das Recht, für das Dritte Reich zu optieren. Die Optanten übernahmen aber auch die Pflicht, nach Deutschland zu übersiedeln. In diesem Vertrag hat Hitler Südtirol verraten. Heute ist das klar. Damals aber durfte man es nicht laut sagen; denn die nazistischen Agenten redeten den Bauern das Gegenteil vor: »Wenn ihr nicht für Deutschland optiert, werdet ihr Haus und Hof verlassen müssen. Die Dableiber — so hieß man die Nichtoptanten — werden nach Sizilien, jedenfalls über den Po hinunter versetzt werden.« Die Bedrückung des Landes durch den Faschismus und die Redegewalt der Nazi-Propaganda muß man vor Augen haben, wenn man es verstehen will, wie sich der Großteil der Südtiroler Bevölkerung zur Auswanderung entschied und warum während des Krieges die nazistische Propaganda hier einen so günstigen Boden fand.

Diese Optionszeit warf die ersten unruhigen Brandungen gegen die Klostermauern, aber über die Mauern hinüber vermochten sie nicht zu dringen. Die Südtiroler im Kloster Gries blieben heimat- und kloster-treu. Gewiß ein schönes Zeugnis für das Zusammenhalten und den Familiengeist unserer Gemeinschaft.

*

Als am 1. September 1939 der Sturm losbrach, sahen wir dem Krieg mit Bangen entgegen. Krieg bedeutet Leid, viel Leid. Für den Augenblick blieben wir zwar noch davor verschont. Hitler trat seinen Siegeszug allein an. Aber es war doch klar, daß Italien früher oder später mittun werde, um Anteil zu haben an den Früchten des Sieges. Wer mit dieser Machtpolitik nicht einverstanden war, mußte sich hüten, seine Meinung offen zu äußern; denn gerade damals gingen die Wogen der Optionspropaganda hoch. Und unsere Schweizerbürger waren im vornherein verdächtig, dem Dritten Reich nicht freundlich gesinnt zu sein. Es gab Leute, die uns höhnisch zu wissen taten, die Schweiz werde schon auch noch an die Reihe kommen. Wie haben wir an jenem Pfingstmontag des Jahres 1941, als sich die deutschen Heere gegen Frankreich wälzten, für unsere liebe Heimat gebangt! Wie eine Erlösung kam uns die Nachricht vom Durchbruch der Deutschen vor. Nun wähten wir die Heimat sicher. Aber noch öfters schreckten uns Gerüchte über Truppenzusammenziehungen an der Schweizergrenze und über einen geplanten Überfall, und daß es sich hierbei nicht immer nur um leeres Gerede handelte, hat die Botschaft des Bundesrates an das Schweizervolk über die nazistischen Umtriebe bewiesen.

Am 10. Juni 1941 erklärte auch Mussolini an England und Frankreich den K r i e g. Seine Rede war angekündigt worden. So fanden auch wir uns am Lautsprecher ein, um diesen historischen Moment mitzuerleben. Es war eine pompöse Aufmachung, wie sie der Faschismus liebte. Mit dem Kriegseintritt Italiens mußten auch wir uns auf unangenehme Überraschungen gefaßt machen. Denn in den letzten Jahren waren in Bozen kriegswichtige Industrien angelegt worden. Tausende von italienischen Arbeitern verdienten hier ihr Brot. — Werden die Franzosen nicht versuchen, diese Kriegsproduktion zu stören? Wirklich, in einer der folgenden Nächte schrie die Sirene den Fliegeralarm unheimlich in die Nacht hinaus. Die meisten standen auf. So sehr wir aber auch den sternklaren Himmel absuchten und die Ohren anspannten, um das Geräusch von Flugmotoren zu hören, es war nichts zu sehen und nichts zu hören. Schließlich gingen wir wieder dorthin, wo es um diese Zeit angenehmer ist, ins Bett. Nach ungefähr einer Stunde kam die Entwarnung. Anderntags vernahmen wir, daß Mailand bombardiert worden war. Diese nächtlichen Störungen hörten jedoch bald auf, da Frankreich schon am 24. Juli mit Italien den Waffenstillstand schloß. Die Ruhe kehrte wieder. Außer Kriegsnachrichten und Gerüchten, außer dem empfindlichen Kohlenmangel, den Rationierungen und außer den



O Schmerzensmutter! Was schauest du?	O Schmerzensmutter! Was fühlst du?
In bittrem Leid den süßen Sohn	Wie tausendfach des Sohnes Qual
Zur größten Tat am Kreuzesthron	Ins Herz dir dringt als blut'ger Stahl
In Weh und Wunden, Blut und Not.	Und drin sich kehrt zu ihm zurück
Du faltest die Hände zum Opfertod —	Als leidgebornes Liebesglück —
Vor deinen Augen ist Wandlung.	In deinem Herzen ist Wandlung.

O Schmerzensmutter! Was erleben wir?
 Noch ist die Welt vom Blute rot.
 Was Mensch ist, leidet oder ist tot.
 Verwandle du das Schmerzensmeer
 In Bruderliebe weitumher!
 In unseren Herzen sei Wandlung!

P. Nikolaus.

Einberufungen und den vielen deutschen Soldaten, die mit Bestimmungsort Afrika Bozen durchfuhren, merkten wir eigentlich wenig vom Krieg. Aber eines empfanden wir hart: in je fetterem Druck die deutschen Erfolgsmeldungen in den Zeitungen erschienen, um so magerer wurde uns die Zeitungskost aus der Schweiz vorgesetzt, sei es, daß die Blätter an der Grenze zurückgehalten wurden, sei es, daß sie in Bozen der gestrengen Zensur verfielen. Schließlich war der tapfere »Obwaldner« noch das einzige Blatt, das die Blockade durchbrach, von uns wie ein weißer Rabe begrüßt.

So blieben die Zustände in unserem glücklichen Hinterland, bis ins Jahr 1943. Hitlers Heer stand tief in Rußland, aber auf der andern Seite hatte sich Amerikas starke Faust gegen ihn erhoben, und schon hatten sich die Angelsachsen in Afrika festgesetzt. Unter dem Eindruck dieser Entwicklung erfolgte der Sturz Mussolinis. Wir dachten wohl mit Unbehagen daran, der Krieg könnte sich auf das italienische Festland hinüberziehen, aber vorläufig wähten wir uns noch in sicherer Ferne vom Kampfgeschehen. Da belehrte uns ein amerikanisches Bombengeschwader, das in der zweiten Augushälfte nach der Bombardierung Schweinfurts über die Alpen nach Stützpunkten in Afrika weiterflog, eines andern. Der Schreiber dieser Zeilen befand sich damals hoch in den Bergen auf einer Alp, als die ungefähr siebzig hellglänzenden Flugzeuge direkt über unsere Köpfe wegflogen, zehn Minuten, nachdem der Schweizersender von heftigen Luftkämpfen über Süddeutschland berichtet hatte. Im Augenblick aber dachten wir an deutsche Verstärkung für die Luftwaffe. Erst am andern Tag vernahmen wir, daß es Feindflieger waren. Dieser ersten Begegnung folgte bald eine andere, weniger angenehme.

Es war am 2. September, am Fest des hl. Leontius, dessen Leib in der Klosterkirche in Muri ruht, dessen Gedächtnis aber auch in Gries feierlich begangen wird. An diesem Tag gab es gegen halb 11 Uhr Alarm. Die Flak begann zu schießen, Flugzeugmotoren brummen. Ich weiß heute noch nicht, warum ich seelenruhig am Schreibtisch sitzen blieb. Vielleicht weil ich wenige Tage zuvor festgestellt hatte, daß unser Kloster sowohl vom Bahnhof als auch von den Kasernen genügend weit entfernt sei (damals hatte ich offenbar noch größeres Vertrauen auf die amerikanische Zielsicherheit als später!), vielleicht weil bisher allem Alarm zum Trotz nie eine Bombe gefallen war. Ein Mitbruder kam zu mir auf die Zelle: »Die Flieger sind da. Die Flak schießt. Das werden doch feindliche Flug-

zeuge sein!« Er hatte nicht fertig gesprochen, als uns ein ganz merkwürdiges Sausen in der Luft aufhorchen ließ. Dann sahen wir auf der gegenüberliegenden Seite des Talkessels einen mächtigen Rauchpilz aufsteigen, dann noch einen und noch einen und so fort. Hierauf erst hörten wir ein fürchterliches Krachen, Bersten und Brechen. Es war klar, was geschah... Noch ein Blick auf die rasch sich ausbreitende, rötlich-schwarze Rauch- und Staubwolke, und dann hinunter in den Keller. Doch unten standen wir vor verschlossenen Türen, und bis die Schlüssel kamen, war alles vorbei. In majestätischer Ruhe flogen die Bomber über unsere Köpfe weg, wieder ihrem Stützpunkt Tripolis zu. Die Eisenbahnbrücke lag im Fluß, Bahnhof und Bahnanlagen und eine Anzahl Häuser waren zerstört oder beschädigt worden. Das war die erste Bombardierung Bozens. Gries und das Kloster waren gut weggekommen. Wird es auch später so sein? Unter dem Druck dieser Gedanken machten wir uns ans Packen. Jeder trug die allernotwendigsten Kleiderstücke zusammen. Sie wurden außerhalb der Stadt an einem sichern Ort niedergelegt. Wahrlich, jetzt warf das Zeitgeschehen seine Wogen auch über die Klostermauern herein.

Die ganze Bevölkerung hatte eine große Aufregung ergriffen, und der Alarm in den folgenden Tagen und Nächten war nicht dazu angetan, sie zu beruhigen. Deshalb begrüßten wir die Botschaft von der Kapitulation Italiens vom 8. September 1943, trotzdem wir anderseits deren Folgen fürchteten. Waren denn bald nach Mussolinis Sturz die deutschen Soldaten nur zum Spielen über den Brenner gezogen? Waren die drei Tigertanks und die andern kleinern Panzerwagen, die um Bozen stationiert waren, nur hereingekommen, um wieder hinauszufahren? Als wir die italienischen Soldaten jubeln hörten, sagten wir zueinander: »Ob das nicht zu früh ist?« Und es war zu früh! Die Nacht war unruhig. Brummend und rasselnd fuhren um Mitternacht die Tigerpanzer in den Straßen herum. Punkt 2 Uhr weckten uns die Flakschüsse unsanft aus dem Schlaf. »Ist es ein Fliegerangriff oder sind die Deutschen und die Italiener schon hintereinander geraten?« Ein Blick zum Fenster hinaus zeigte, daß die Kugeln — es war Leuchtschurmunition darunter — horizontal flogen. Also Kampf zwischen deutschem und italienischem Militär. Die Klosterbewohner fanden sich an einem schußsichern Ort zusammen. P. Gregor fand sich schließlich auch ein, als ihm draußen eine Kugel neben den Ohren vorbeigesaut war. Als es zu tagen begann, hörte das Schießen allmählich auf. Die Deutschen, obschon es nur eine Handvoll waren, blieben

Herren der Lage. Den ganzen Vormittag über zogen in langen Reihen Gefangene am Kloster vorbei, von wenigen Deutschen bewacht. Sie ließen die Köpfe hängen, mochten sie doch das schwere Los ahnen, das ihnen bevorstand.

Nun war die deutsche Herrschaft begründet. Überall traten sofort die einheimischen nazionalsozialistischen Beamten in Tätigkeit. Die italienischen Bürgermeister verschwanden, Leute des Landes traten an deren Stelle. Als kommissarischer Präfekt der Provinz Trient wurde ein Bozener, der frühere Leiter der Optionsbewegung, Schneider von Beruf, ernannt. Unter der deutschsprechenden Bevölkerung wurde ein bewaffneter Sicherheits- und Ordnungsdienst (SOD) organisiert. Dies alles selbstverständlich mit nazionalsozialistischem Anstrich. Jetzt waren die Optanten obenauf, und sie ließen es die Dableiber fühlen.

Waren wir beim Umsturz wieder glücklich davongekommen, so fürchteten wir jetzt von den neuen Machthabern das Schlimmste. Wird man uns nicht das Los des Gallusstiftes in Bregenz bereiten und das Kloster aufheben?

Unser Kloster wird durch die Kirche in zwei Häusergruppen geteilt, in das alte Kloster und in die neuen Gebäude. Zum Neubaugebäude gehört das Pädagogium, das in den letzten Jahren als Exerzitienhaus sich eines großen Zulaufs erfreute. Dieses Haus wurde schon am ersten Tag von der nazionalsozialistischen Ortsgruppe beschlagnahmt. Wenige Tage später holten uns SOD-Männer den Radio aus dem Haus. Das waren keine guten Vorzeichen. Um so inniger erbaten wir Hilfe von oben. Im August, als die Deutschen über den Brenner zogen und niemand wußte, was werden würde, hatten wir begonnen, jeden Samstag vor dem Gnadenbild der Mutter Gottes »Maria Keller« in unserer Kirche das »Salve« zu singen. Oh, wie sangen wir es in diesen Tagen voll Inbrunst! Wie baten wir voll Ernst und Innigkeit in diesen Stunden des Kammers um den Schutz der himmlischen Mutter! Und er blieb nicht aus. Bald ließen uns die Nachrichten von der Befreiung Mussolinis aufatmen. Nun nahmen wir als sicher an, daß eine Annexion Südtirols durch das Dritte Reich unterbleiben werde. Die von »Gott gesetzte Brennergrenze« war so tief in die Überzeugung des italienischen Volkes eingehämmert worden, daß deren Versetzung nach Süden Mussolini den letzten Rest von Ansehen genommen hätte. Solange italienisches Recht, wenn auch nur dem Scheine nach, galt, hielten wir unsere Lage für gesichert. Damit war eine große Sorge von uns genommen. Es blieben aber noch genügend andere Sorgen. Eine davon



Die Bozener Pfarrkirche nach der Bombardierung vom 13. Mai 1944

war die Postsperrung, die bis in den Februar des Jahres 1944 hinein dauerte und uns jede Verbindung mit der Schweiz abschnitt. Wenn man die Geduld aufbrachte, zwei Monate lang auf die Antwort zu warten,

so konnte man fünf Zeilen durch Vermittlung des Konsulates nach Hause schicken. Diese Absperrung vermehrte unsere Vereinsamung. Keine katholische Zeitung oder Zeitschrift, keine wissenschaftliche Zeitschrift, kein neues Buch erschien. So waren wir ohne alle geistige Kost und Anregung von außen. Es ist nicht leicht zu sagen, ob diese Vereinsamung schwerer auf uns lastete oder die tägliche Erwartung neuer Bombardierungen. Jetzt, da wir in ruhiger Zeit auf jene unruhigen Tage zurückblicken, staunen wir selber über unsere damalige Aufregung. Aber die Erlebnisse des Monats September, die stete Alarmbereitschaft bei Tag und bei Nacht, dazu Erlebnisse wie jenes vom 10. November 1943, wo wir uns nach dem Schlußzeichen des Alarms zum Mittagessen begeben hatten und alle um die Tische saßen, als es auf einmal anfang zu schießen, zu sausen, zu krachen, zu rütteln und schütteln, weil plötzlich Bomben fielen, ferner zirkulierende Gerüchte, es seien Flugzettel abgeworfen worden, nächstens werde auch Gries bombardiert: all das zerrüttete die Nerven. Die Bombardierungen waren übrigens nicht leicht zu nehmen. Das zeigten nicht nur jene, die sich früher brüsteten, wie sie sich dabei kaltblütig benehmen würden, die dann, wenn sie es einmal in der Nähe erlebt hatten, die ersten waren, die beim Alarmzeichen davonliefen, sondern auch die Tatsache, daß zum Beispiel beim Angriff vom 29. März 1944 nebst der Franziskanerkirche zwanzig Häuser vollständig zerstört und achtzig andere schwer beschädigt wurden. Wie wäre es uns in Gries ergangen, wenn die Flak durch ihr Sperrfeuer die Flieger gezwungen hätte, ihre zerstörende Last vorzeitig auf uns abzuwerfen? Indes behütete uns Gottes Engel. Nur am 4. Januar 1945 fiel ein Bombenteppich auf Gries. Wie ganz anders sah es in Bozen aus! Am 29. März 1944 wurde die Franziskanerkirche zerstört, am 13. Mai 1944, beim neunten Angriff, fiel nicht nur die Eisenbahnbrücke, sondern auch die Pfarrkirche von Bozen, der schönste gotische Bau Südtirols, und die kurz vor dem Krieg restaurierte, künstlerisch wertvolle Dominikanerkirche den Bomben zum Opfer. Es besteht indes ein Gelübde des Landes, die Pfarrkirche wieder aufzubauen. Dies wurde bei einer geheimen Erneuerung des Landesbundes mit dem göttlichen Herzen Jesu während der Zeit der Nazi-Herrschaft gemacht. Bozen sank, besonders um den Bahnhof herum, bei jedem Angriff mehr in Trümmer.

Wenn jeweils die Bombardierung vorüber war, stiegen wir klopfenden Herzens an die »Oberwelt« und schauten gegen Bozen, wo dichte schwarze Rauchwolken, schaurig zum Anschauen, aufstiegen. Gleich-



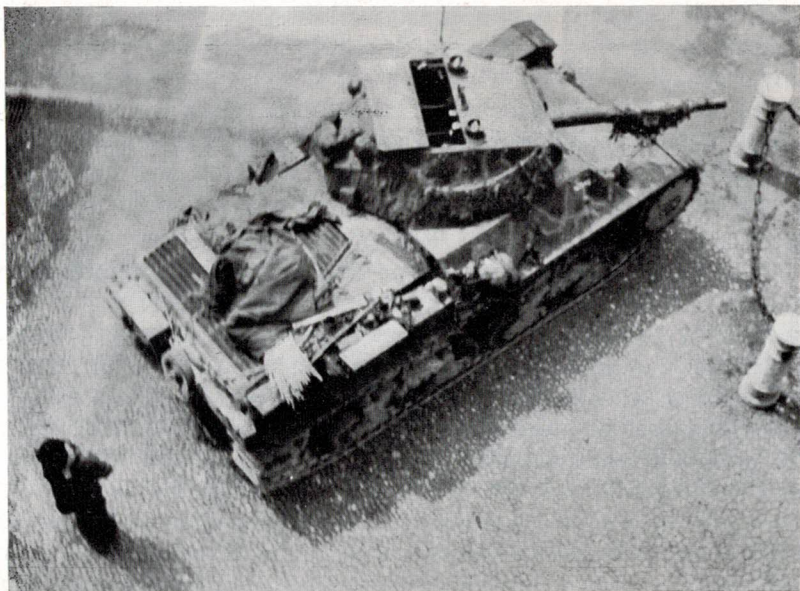
Bombentrichter im Klostergarten von Muri-Gries.

zeitig aber nahmen wir uns in acht vor den herabfallenden Flaksplittern, die noch minutenlang wie ein Regen auf die Dächer prasselten, und vor einer zweiten bombardierenden Fliegerwelle. Und wirklich, nach wenigen Minuten sahen wir eine neue Welle von Norden her Bozen anfliegen. Wieder folgte die Flucht in den Keller, wieder krachte und »brummte« es und wieder stiegen wir hinauf. Doch wir kamen jedesmal gut weg. Näher ging es uns am 4. Jänner 1945. Damals platzten vier Bomben im Klostergarten, fünfzig Meter vor unserem Unterstand. Sie rissen drei Trichter auf, ungefähr drei Meter tief und zehn Meter im Durchmesser. Gefrorene Erdschollen, die weit herumgeschleudert wurden, das schwer beschädigte Dach eines Nachbarhauses, zerschlagene Fensterscheiben waren die Frucht der Explosionen. Der Schaden jedoch, den das Kloster erlitt, war gering.

Je näher wir 1945 gekommen waren, desto häufiger wurde der Fliegeralarm. Im Januar setzte die Bombardierung Bozens wieder ein. Im Februar gab es drei alarmfreie Tage. Indessen war die Front näher gerückt, und das brachte uns eine neue Plage, die Tiefflieger. Vorläufig zwar machten sie sich nur hie und da bemerkbar, aber an dem Wenigen konnten wir uns ausmalen, was uns in den Tagen des Rückzuges bevorstand. Noch gut erinnere ich mich des 19. März 1945. Bald nach dem Alarmzeichen hörte man Einzelflieger — Einzelflieger konnte man von Bomberverbänden am Motorengeräusch sicher unterscheiden — und nicht lange hernach Maschinengewehrfeuer. Ich ging aufs flache Klosterdach hinauf und fand da schon eine Anzahl neugieriger Mitbrüder versammelt. Wie Sperber kreisten fünf Flieger über dem Gebiet des Überetsch, wo der in der Schweiz gern getrunkene Kaltererwein gedeiht. In regelmäßigen Abständen stürzten sie sich mit abgestelltem Motor und unter Bordwaffengeknatter habichtgleich nieder, um sofort wieder die Höhe zu gewinnen, wobei sie den Motor sofort auf Hochtouren einschalteten, was ein ganz eigentümliches Motorengeräusch erzeugte. Dann kreisten sie wieder, stürzten abermals nieder, stiegen auf, und so ging es eine gute halbe Stunde weiter. Ein Soldat erzählte mir, es seien in jener halben Stunde etwa zwanzig Autos zerstört worden. Er selber lag im Straßengraben, während die Flieger neben ihm das Auto zusammenschossen. Vor solchen Fliegern brauchte man auch eine Warnung. Da sie aber oft und oft wiederkehrten und deshalb durch das Alarmzeichen die Arbeit sozusagen lahmgelegt worden wäre, wurde gegen Ende ein neues Alarmsystem eingeführt. Waren nur wenige Flieger herum und nur einzelne Bombenabwürfe zu befürchten, so gab es Klein-Alarm, um den man sich praktisch nicht kümmerte. Waren größere Bomberverbände im Anflug, so gab es Groß-Alarm. Im März zählten wir 55 Klein- und 35 Groß-Alarme. Wir mußten uns gefaßt machen, langsam in die Kriegszone hineinzukommen. Im April durchbrachen die Anglo-Amerikaner die Front südlich des Po. Bis zum Po war alles verloren. Wird nun die Front in die Alpen verlegt werden? Gauleiter Hofer von Innsbruck, der auch über unser Gebiet zu befehlen hatte, versicherte, Tirol werde die letzte Festung sein. Am Willen dazu hat es ihm sicher nicht gefehlt. Aber schließlich hing es davon ab, ob die Deutschen genügend schwere Waffen über den Po hinüber brächten. Und das gelang nicht. Wir aber vernahmen das erst später und waren deshalb sehr in Sorge. Es wimmelte in jener Zeit in der Nähe des Klosters von militärischen Kommandos. In Gries hatte ja

auch Hofer seinen Sitz aufgeschlagen, jedoch so, daß er mit wenigen Schritten einen bequem ausgestatteten, in Felsen gehauenen Unterstand erreichen konnte. Deshalb war uns klar, daß Bozen-Gries unbarmherzig von Bomben zusammengeschlagen werde, wenn die Front sich weiter hinaufziehe. Dazu fluteten ununterbrochen Soldaten des geschlagenen Heeres vorüber.

So kamen die »letzten Tage« heran. Am 26. April kam die Nachricht, amerikanische Panzer seien bis Verona vorgestoßen. Werden sie nun im gleichen Tempo die Brennerstraße herauffahren? Kaum; denn die Veroneser Klausen waren stark befestigt. Kommt nun die gefürchtete Belagerung? Am 27. hieß es, Ala und Rovereto seien von Partisanen gestürmt, ja, es hieß, amerikanische Panzer seien schon in diesen Ortschaften eingezogen, andere wußten sogar, daß sie schon in Trient standen. Ja, wenn dem so war, ging alles gut vorbei. Aber am 28. eroberten frisch herbeigeführte SS-Verbände Ala und Rovereto von den Partisanen zurück, die Amerikaner aber waren nie dort gewesen. Diese rückten langsam dem Gardasee entlang vor. Am 28. gingen Gerüchte um von Waffenstillstandsverhandlungen. Daneben aber flüsterte man sich zu, Bozen werde verteidigt werden wie ein zweites Monte Cassino. Andere behaupteten das Gegenteil. Da fehlte wahrlich nur noch das Gerücht von einem unmittelbar bevorstehenden Putsch, um die Unruhe und Aufregung voll zu machen. Es blieb nicht aus. Zuerst hieß es, die Nacht vom 29. auf den 30. sei für den Putsch ausersehen. Es suchten uns in dieser Nacht Tiefflieger heim, aber sonst geschah nichts. Nun hieß es, in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai sollen Luftlandetruppen im Verein mit Partisanen die Stadt Bozen in Besitz nehmen. Für alle Fälle sorgten wir vor, damit wir das Ende der Kämpfe im Keller abwarten könnten. Auch diese Nacht wurde durch Bomben von Tieffliegern unheimlich eingeleitet. Bis Mitternacht hatten wir Posten aufgestellt, die das Haus alarmieren mußten, wenn etwas Verdächtiges vorgefallen wäre. Die Nacht war stürmisch, aber es blieb alles ruhig. Am 1. Mai begann es in Strömen zu regnen, und es regnete die ganze Nacht durch, so daß wir wieder einmal ruhig schlafen konnten. Am 2. Mai in der Frühe hellte das Wetter auf. Mit Bangen sahen wir die Sonne durch das Gewölk brechen. Aber mit Hoffnung hörten wir die Nachricht von Hitlers Tod. Wie gewöhnlich gingen wir um 8 Uhr in die Kirche und beteten die Horen. Man hörte einen Flieger. Es wurde uns unheimlich zumute; denn vor der Kirche standen ein halbes Dutzend Panzer. Wenn sie der Flieger entdeckte! Nach zehn



Deutscher Panzer in Lauerstellung vor der Klosterpforte am 2. Mai 1945.

Minuten surrte es wieder über uns. Kommen Bomben? Wir begnügten uns für heute mit einer stillen hl. Messe. Uns Singen war es uns nicht mehr zu tun. Gedrückt begaben wir uns nach der hl. Messe in die Sakristei. Hier erwartete uns P. Berchtold, vor Freude strahlend, sagte er nur ein Wort: »Waffenstillstand!« Zuerst wollten wir es gar nicht glauben. Die vielen falschen Gerüchte der letzten Tage hatten uns gewitzigt. Schließlich aber mußten wir dem Überbringer der Frohbotschaft doch Glauben schenken, und nun konnten auch wir unsere Freude nicht mehr verbergen. Nun also soll es fertig sein mit den vielen Plagen, mit den Alarmen und den Bomben, mit den Gerüchten und den Ängsten in Erwartung kommender Dinge. Dank sei Gott und der Königin des Friedens, in deren Monat die Lösung kam. — Später erst vernahmen wir, daß über dreitausend Flugzeuge, schon mit Bomben beladen, bereitstanden, um jede größere Ortschaft Südtirols in Schutt und Asche zu legen. Als Tag des Angriffs war der 2. Mai ausersehen. Wäre die Kapitulation nicht unterzeichnet worden, wäre dies der Tag unseres Unterganges geworden. Was wäre wohl noch übrig geblieben von Gries,

vom Kloster, von uns? Ob ich der Mühe, diesen Aufsatz zu schreiben, nicht entthoben wäre?!

Nun waren wir froh, daß deutsche Panzer vor der Kirche auf dem Grieser Hauptplatz standen und drohend die Straßeneingänge bewachten. Sie mußten offenbar die Ordnung bis zum Eintreffen der alliierten Truppen sicherstellen. Am 3. Mai kam es denn auch zu Schießereien zwischen Partisanen und Deutschen. Zum erstenmal wieder seit dem 8. September 1943 wehte die Trikolore von den Häusern. Das italienische Element regte sich. In der Industriezone kam es zu einem Kampf, bei dem es über vierzig Tote gab. Um das Kloster herum war es ruhig. Nur einer unserer Patres hatte ein Erlebnis mit Partisanen. Diese hatten sich auf einer Anhöhe von Gries festgesetzt, und er lief ihnen ahnungslos in die Hände. Man durchsuchte ihn, entschuldigte sich aber gleichzeitig, es sei so Befehl. Selbst wenn unser Herr käme, würde er nach Waffen abgesucht. Mit einem Handkuß entließ man ihn, aber nach Gries zurück durfte er an diesem Tage nicht. Mahnt das nicht an die besten Zeiten des Brigantaggio? Und unsere Nazi? Jetzt ließen sie die Köpfe hängen, die sie noch vor wenigen Tagen hoch getragen hatten und verschwanden, einer nach dem andern. Jetzt endlich glaubten auch sie nicht mehr an den Sieg. Ihre Zeit war vorbei und niemand trauerte darüber. Am 4. Mai rückten die Amerikaner an. Wie mancher wackere Südtiroler, der erst unter den Faschisten, dann unter dem Kommando der Nazisten geseufzt, hätte sie mit Jubel begrüßt, wenn nicht hinter ihnen her italienische Divisionen anmarschiert wären! Im Kloster bemerkten wir von der Besitzergreifung Bozens durch die Amerikaner wenig. Wir bemerkten es erst durch die vielen vorbeifahrenden Autos, mit dem amerikanischen Stern. Alles ging ruhig. Die deutschen Soldaten wurden interniert. Auch jene, die sich im Neubau des Klosters eingenistet hatten, traf dies Los. Nach ungefähr drei Wochen wurden die letzten in Gefangenenlager abgeführt. Unsere eigenen Soldaten, nämlich der Kleriker und die zwei Laienbrüder, kehrten schon in den ersten Tagen nach der Kapitulation nach Hause zurück. Sie hatten freilich eine abenteuerliche Flucht hinter sich. Die drei Brüder, die bei der Organisation Todt arbeiteten, waren schon früher heimgekehrt. Wir dankten dem lieben Gott, daß er uns alle wieder heil und gesund zurückgeführt hatte.

Am 9. Mai, dem Vortag von Christi Himmelfahrt, läuteten zum erstenmal seit dem 14. Oktober 1943 die Glocken wieder. Welch ein Echo weckte das in der Seele!

Selten habe ich dem Glockengeläute mit solcher Rührung zugehört wie damals. Es schien eine Stimme aus einer andern Welt zu sein, ein Freudenruf des Friedens, eine Mahnung, das alte, vergangene Leid zu vergessen, des seelischen Gewinnes zu gedenken, den es uns gebracht, und vorwärts zu schauen, um nachzuholen, was wir in den Kriegsjahren nicht tun konnten, um aufzubauen, was der Krieg niedergerissen hatte. Es schien wie eine Verheißung einer bessern Zeit. Und wir vertrauen auf das Kommen dieser Zeit, ob uns auch Jahre der Mühe davon trennen, wenn die dazwischenliegende Arbeit von Glockengeläut begleitet ist, wenn der Aufbau in christlichem Sinn und Geist durchgeführt wird.

Unser Kloster hat allen Grund, dem lieben Gott zu danken für den Schutz, den es erfahren hat. Aber ob uns nicht einer diesen Schutz mit dem Opfer seines Lebens erkaufte? In den letzten Wochen des Krieges kränkelte Abt Dominikus. In den letzten Kriegstagen, den Tagen der größten Aufregung und Unruhe, machte sich Gelbsucht bemerkbar. Als die Glocken wieder froh läuteten, lag der Abt, der Vater des Hauses, schwer krank darnieder. Am 23. Juni, an jenem Tage, der das hundertste Jahr seit dem Einzug der ersten Murensen in Gries vollendete, einen Tag vor dem Eintritt ins Jahr seines goldenen Priesterjubiläums, gab Abt Dominikus, der all das, was ich hier beschrieben, viel tiefer und ernster und gottwohlgefälliger als wir andere miterlitt, seine Seele dem Schöpfer zurück. Wie oft hatte er während seiner Krankheit gesagt: »Alles für das Kloster!« Wie oft hatte er seine müde Hand erhoben zum Segen über alle seine geistlichen Söhne, die in der Schweiz und die im Südtirol. Dürfen wir nicht in seinem Opfer den Preis sehen, den Gott von ihm forderte und den er gerne bezahlte, damit Gottes Güte Gries schütze und einer bessern Zukunft entgegenführe?

P. Stefan Kauf, Dekan, Gries.

Über Exlibris

Exlibris bedeutet »aus den Büchern des ...«; die lateinische Form hat internationales Bürgerrecht erworben. Deutsch kann man dafür sagen: »Bibliothekzeichen, Bucheignerzeichen« und so weiter. Die Franzosen gebrauchen neben der lateinischen Wendung den Ausdruck: »marque de possession«, die Engländer »book-plate«.

Die Verwendung von Exlibris ist uralte. Da Bücher vor Erfindung des Buchdrucks sehr kostbar waren, schrieb man in den Klöstern, wo sie hergestellt wurden, den Namen des besitzenden Klosters auf den inneren Deckel oder aufs Vorsatzblatt, auch malte man das Kloster- oder Abtswappen ein. So enthalten bereits viele mittelalterliche Kodizes ein Exlibris in Form einer heraldischen Buchmalerei. Auch die Ketten, mit denen etwa Bibeln, die zur öffentlichen Benutzung auflagen, angebunden waren, wollen an den Bucheigner gemahnen. Nach Erfindung des Buchdrucks erscheint das gedruckte Exlibris, in Holz geschnitten oder in Kupfer gestochen; man klebte es meist auf die Innenseite des Vorderdeckels.

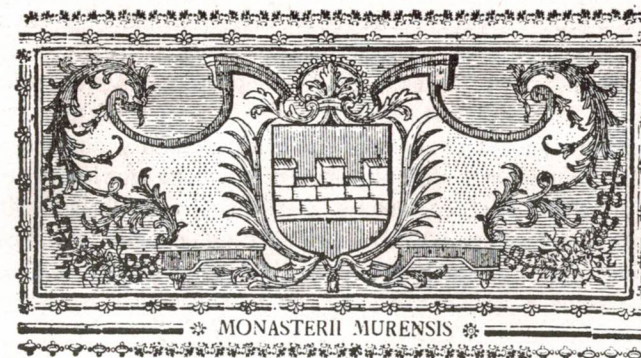
Im 16. Jahrhundert ist die Sitte, die Bücher mit Exlibris zu schmücken, bereits sehr verbreitet. Bedeutendste deutsche Künstler wie Dürer, Beham haben eine Reihe prachtvoller Blätter dieser Art geschaffen. Berühmte Männer und Frauen bedienten sich seit je solcher Exlibris, um ihren Geschmack zu bekunden. Man kennt welche von Washington, Carlyle, Victor Hugo, Dickens, Gladstone, Gambetta, Bismarck und so weiter. Nachdem noch Goethe für Käthe Schönkopf ein Blatt entworfen hatte, tritt die Sitte im »stupiden« 19. Jahrhundert stark zurück, um erst Ende desselben wieder aufzuleben. Dann griff auch die Sammelleidenschaft auf dieses Gebiet über; denn man erkannte den künstlerischen und kulturgeschichtlichen Wert der Bucheignerzeichen. Aus dem Stil des Sinnspruchs und der Ausführung der Zeichnung kann man bei undatierten Büchern nicht bloß das Alter des Buches, sondern auch den Meister des Exlibris, Eigenart und Neigung des Besitzers erkennen. Darum sind sie jedenfalls der Mühe und Kosten des Sammelns nicht weniger wert als Münzen, Briefmarken, Wappen, Siegel und so weiter. Heute gibt es in allen Ländern der Welt mächtige Sammlungen und eine umfangreiche Literatur. Die Schweizer Exlibris faßte zusammen Pfarrer L. Gerster, Die Schweizerischen Bibliothekzeichen (1898), der 2686 Blätter beschreibt, und Agnes Wegmann, Schweizer Exlibris bis zum Jahre 1900 (2 Bde., Zürich 1933 und 1937), die deren 8395 kennt.

Darin nehmen die Exlibris der Geistlichen und Klöster einen Ehrenplatz ein. Sie reichen am weitesten zurück, illustrieren die Geschichte eines Klosters mitunter lückenlos bis in unsere Zeit und vermeiden, weil sie meist heraldisch sind, die Geschmacklosigkeiten, zu denen sich oft moderne Sammler oder Bücherfreunde verleiten ließen. Die große Zahl der frühern Klöster, die Art der einzelnen Mönchsorden, die Bedeutung und Macht verschiedener Klöster, ihre Äbte

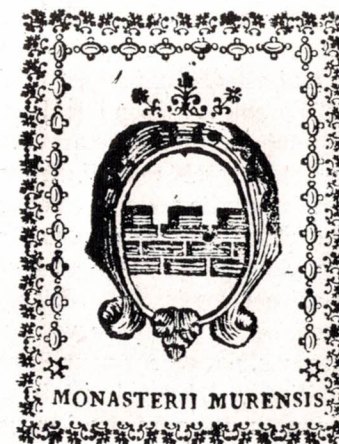
und deren Kunstsinn, die Ordens- oder Kirchenpatrone, Wahlsprüche und Devisen kommen zur Geltung. Manche Klöster hatten nicht nur ein Exlibris, sondern ließen andere anfertigen, wenn ein neuer Abt zur Regierung kam oder ein Abt besondere Neuanschaffungen für die Bibliothek machte. K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg, der 1901 ein ausgezeichnetes Werk über »Deutsche und Österreichische Exlibris« schrieb, registriert: »Die meisten Exlibris dürfte das Schweizer Kloster St. Urban haben, nämlich mindestens 30 verschiedene; aber auch bayrische Klöster weisen größere Serien auf; zum Beispiel Chiemsee 13, Polling 9, Baumburg 8, Augsburg Heiligkreuz 8, Andechs 7, Mönchstrotz 6, Thierhaupten 5 und so weiter.« Wegmann zählt für St. Urban, ohne vollständig zu sein, bereits 34 Exlibris auf. Bei der Aufhebung der Klöster wurden die Bücherschätze vielfach verschleudert; die Soldaten machten damit Freudenfeuer, die Juden und andere Händler wußten Kostbarkeiten an sich zu bringen; noch die Schergen Hitlers oder des Bolschewismus vernichteten Millionenwerte, um die Spuren einer verhaßten Vergangenheit zu verwischen. Daher ist es oft schwierig, den Bestand einer alten Klosterbibliothek und ihre Exlibris aufzunehmen.

Für das Kloster Muri gibt Wegmann 1937 nicht weniger als 82 Exlibris an, wozu noch zwei für das »Benediktinerkollegium« in Sarnen kommen. Der Entstehungszeit nach beginnen sie um 1520 und reichen in ununterbrochener Folge bis etwa 1850. Die meisten und schönsten entstanden unter dem großen Reformabt Jodok Singisen, unter dem Muri in P. Joh. Caspar Winterlin einen vorzüglichen Kupferstecher hatte. Als Fundorte werden angegeben: Aarau (Kantonsbibliothek, wohin nach der Aufhebung die Bestände der Klosterbibliothek überführt wurden), Bern (Schweizer Landesbibliothek), Disentis, Einsiedeln, Engelberg, Zürich (Zentralbibliothek, Sammlung Irmiger, Sammlung Wegmann), Basel (Sammlung Stickelberger), Zug, Stans, Sursee, Solothurn (Zentralbibliothek), Genf, Gempfen, Sarnen. Ein gutes Beispiel dafür, wie das 19. Jahrhundert mit dem Erbe der Vergangenheit umsprang! Die Zahl der bekannten Muri-Exlibris hat sich unterdessen auf über 150 erhöht.

Darunter befinden sich Holzschnitte und Kupferstiche, teils eingeklebt, teils von der Platte unmittelbar auf den Rücken des Titelblattes gedruckt, vor allen aber zahlreiche Superlibros, die außen am Buchdeckel eingepreßt sind. Wir begnügen uns für heute mit der Wiedergabe zweier Blätter aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.



Das eine Blatt (Abb. 1) ist ein heraldischer Holzschnitt (133:72 Millimeter). Über einer Konsole umrahmt eine bekränzte Kartusche den Wappenschild der Abtei, der von zwei Palmzweigen flankiert ist: in Rot ein dreifach gezinnter silberner Mauerbalken. Das Ganze bildet ein quergestelltes, horizontal schraffiertes Rechteck, das von verschiedenen Zierstäben umrahmt ist. Unten zwischen zwei Rahmenbordüren, flankiert von Doppellinien und zwei Rosetten: »MONASTERII MURENSIS« (des Klosters Muri).



Auch das zweite Blatt (Abb. 2) ist ein heraldischer Holzschnitt (44:58 Millimeter), zierlicher und leichter, daher einige Jahrzehnte jünger, ein Blütenornament, innen begleitet auf drei Seiten von Perlen,

unten von: »MONASTERII MURENSIS«, umrahmt die Kartusche mit dem Wappenschild.

Von beiden Blättern gibt es eine Reihe sogenannter Varianten, kleine Abweichungen im Ornament oder der Schrift. Solchen Varianten jagt der Sammler besonders eifrig nach. Wichtiger ist es, einen sauberen schönen Druck und ein gut erhaltenes Exemplar zu gewinnen.

Es ist erfreulich, daß in neuerer Zeit auch im Exlibris wieder das Wappen oft verwendet wird. Das betont Familiensinn und Tradition und paßt besonders für ein Kloster, wo die Bücher nicht dem einzelnen, sondern der ganzen Brüdergemeinde »zu eigen« sind. P. Bruno.

Un appel déchirant

Collaborateurs de la Chronique romande, rassurez-vous! Le cri de détresse que vous entendrez n'est pas de notre siècle, et quoique votre silence en fût l'occasion, ce n'est pas contre vous que se dirige cet appel.

La lettre que vous avez sous les yeux date du 19 juillet 1834. Les »Paroles d'un Croyant« de Lamennais, parues au mois de mai, venaient d'être condamnées. Leur auteur se préparait à la révolte. Montalembert, penché sur le bord de l'abîme pour sauver l'âme de celui qu'il avait nommé son père spirituel, tente une dernière démarche. Voici un extrait de cette admirable lettre.

«... Dans le présent, tout est perdu, tout est atteint; mais il y a encore à sauver le passé et l'avenir... Mon Dieu! que ne donnez-vous à ma parole un peu du feu qui dévore mon cœur!... Je le dis dans toute la sincérité de mon âme, je donnerais ce qu'il me reste de vie pour faire pénétrer dans votre esprit une partie seulement des sentiments qui m'agitent, de l'instinct pur et chrétien qui me guide. Oui, mon bien-aimé père, vous pouvez encore vous sauver, vous et toutes les âmes qui sont attachées à la vôtre et qui suivent vos traces... Bientôt cela ne sera plus possible... Dites courageusement que vous vous êtes trompé; dites-le même si vous ne le sentez pas, par amour pour la paix, pour le salut de votre âme; faites ce sacrifice au Dieu qui se laisse accabler d'humiliations et de souffrances pour nous apprendre à nous laisser humilier et persécuter à notre tour...

... Je sais et je sens bien profondément tout ce qu'il y a de pénible, d'impossible même, pour des forces purement humaines, dans le parti que je vous conjure de prendre; mais vous devez avoir des forces plus

qu'humaines. Je sais que ce sera briser votre vie, vous anéantir, vous tuer; mais ce n'est pas pour rien que Dieu vous a donné la gloire et le génie... Ces affreux combats de la conscience, auxquels vous serez livré en vous soumettant, sont le prix des âmes pures et justes... Mettez donc le sceau à la grandeur de votre vie passée par ce sacrifice, le plus grand qu'un homme puisse faire. Croyez m'en, le ciel et la terre applaudiront également; je dis la terre, car le monde ne pardonne pas l'inconséquence; il ne pardonnera pas qu'un homme de cinquante ans renie son passé, comme vous êtes au moment de le faire... Le monde, je le sais, n'est rien pour vous. DIEU SEUL! voilà quelle doit être votre devise; elle l'a été jusqu'à présent; il faut qu'elle le soit encore...

... Vous êtes sûr de ne pas vous tromper en obéissant. Jamais ni Dieu ni vos frères ne vous reprocheront cette erreur-là... Vous me répondrez, je le sais, que la conscience est invincible; et moi, je vous dirai, après avoir bien réfléchi sur ce point, que le chrétien ne doit pas obéir exclusivement à sa conscience, et qu'il y des cas où il doit simplement obéir... On ne peut pas ériger ceci en règle générale; mais dans les cas où il y a lutte entre la conscience et l'autorité, je crois que c'est celle-ci qui doit l'emporter, parce qu'encore une fois on cesse d'être responsable envers Dieu et la postérité chrétienne.

... En un mot, il faut choisir... Il faut être tout ou rien... Je vous le dis en vérité, entre l'Eglise et vous, pas un n'hésitera, et ceux qui vous garderont au fond du cœur un inviolable attachement n'oseront vous le témoigner au dehors, de peur d'être considérés comme des déserteurs...

... Au milieu de ces orages mettons à l'abri la paix du chrétien, cette paix inaltérable que le monde ne donne pas, qu'il ne peut qu'enlever et détruire. Ne vous inquiétez pas du jugement des hommes, pensez seulement à celui de Dieu et des chrétiens. Ne songez pas davantage aux obstacles matériels; il y aura toujours assez d'argent dans ma bourse pour nous deux. Je mets ma vie entière à votre disposition... M'unir à vous est mon premier devoir, mon premier besoin. Isolons-nous du présent; sortons des orages; vivons pour Dieu, pour l'avenir et l'un pour l'autre...

Adieu! écrivez-moi sur-le-champ. J'attends votre réponse comme le criminel attend sa sentence ou sa grâce.

Certains d'entre vous, chers Lecteurs, ont peut-être vécu des moments aussi poignants que ceux que nous venons de rappeler; peut-être détenez-vous des documents de la noblesse de cette lettre et plus précieux encore

étant plus actuels. Communiquez-les à vos amis. Faites sauter les cadres de la Chronique romande, car c'est vous surtout que nous voudrions voir dans les lignes de cette page qui nous est réservée. Nous voudrions vous voir vibrer, vous voir agir, lutter, triompher, et comment vous révéleriez-vous mieux qu'à travers un épisode de votre vie, de votre profession, de votre apostolat. Déjà nous nous réjouissons de lire vos articles, et surtout nous attendons avec impatience le plaisir de vous retrouver dans votre activité, dans votre vie.

P. Michael.

Unsere Bühnenspiele 1946

Es wäre zwar verlockend gewesen, den Shakespeare-Aufführungen der beiden letzten Jahre wiederum ein Werk des großen Briten folgen zu lassen; denn der Erfolg hat gezeigt, daß der Dramatiker von Stratford uns auch hier und heute noch viel zu sagen hat, und daß die Studenten von Sarnen sich in ganz erfreulicher Weise für seine Werke begeisterten und sie, soweit dies vernünftigerweise verlangt werden kann, gediegen wiedergaben.

Indessen zogen wir es doch vor, einem andern Dichter die Ehre zu geben; denn auf der Bühne gilt was überall: Abwechslung ergötzt.

Heinrich Zschokke (1771—1848) ist in unserm Musentempel noch nie zum Wort gekommen. Mit seinem »Abellino« glauben wir keine schlechte Wahl getroffen zu haben. Das Werk wurde nicht nur in Deutschland sehr oft gespielt, sondern ging mit großem Erfolg auch über die Bühnen Englands, Frankreichs und Spaniens.

P. Edmund Frey von Mehrerau hat es für die Studentenbühne gearbeitet, und so hat es seit Jahren auch auf den Bühnen der schweizerischen Kollegien begeisterte Aufnahme gefunden.

Der tapfere Flodoardo Mocenigo, ein florentinischer Edelmann, der dem alten würdigen Dogen von Venedig, Andrea Gritti, in schwerster Stunde seine Hand reicht zur Rettung der Lagunenstadt, findet auch unter spielgewandten Studenten immer wieder glückliche Interpreten. Sein Wagemut, mit dem er sich entschließt, selbst Bandit zu werden, um die Schliche der Verschworenen aufzudecken und ihr schändliches Treiben bloßzustellen, ist besonders heute von größter Aktualität.

Der Dichter hat es verstanden, in hinreißender, gewaltiger Sprache und rascher Folge der Szenen die Spannung zu wahren bis zum vernichtenden Gericht über die verräterischen Schurken.

Unsere Spieler werden auch heuer alles daransetzen, die altbewährte Bühnentradition würdig weiterzuführen. Sie sind sich wohl bewußt, daß sie auch auf der Bühne Lernende sind, keine Meister. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen und sollen ihre Leistungen beurteilt werden, dann wird der Genuß an diesem jugendlichen, begeisterten Bühnenleben um so größer.

Herr Josef Bucher von Sarnen schuf uns wieder eine Bühne, die dem Spiele den rechten Rahmen gibt.

In der Zweiakter-Komödie »Furt mit Schade« von H. W. Keller werden wir in jene Zeit versetzt, da man in allen Estrichen ans Entrümpeln gehen mußte. Es wird freilich nicht überall so zugegangen sein wie in unserm Lustspiel, wo man unter altem Kram auf ein verstecktes Vermögen stößt, um das dann natürlich gestritten wird, weil der glückliche Erbe nicht ohne weiteres festzustellen ist. Daß die hübsche Summe nicht jenen zufällt, die am schnellsten die Hände danach strecken, und daß auch die zungenfertige Tante leer ausgeht und ein glückliches Geschick der alten unholden Dienstmagd hold ist, wird jeden freuen, der sich am Humor des Lebens noch zu ergötzen weiß.

Spielplan.

Drama: Donnerstag, 28. Februar, nachmittags 2 Uhr
Sonntag, 3. März, nachmittags 2 Uhr
Sonntag, 3. März, abends 8 Uhr
Montag, 4. März, nachmittags 2 Uhr.

Lustspiel: Montag, 4. März, abends 8 Uhr
Dienstag, 5. März, nachmittags 2 Uhr.

Zugsverbindungen:

Luzern	ab 12.10	Lungern	ab 12.13
Sarnen	an 12.46	Sarnen	an 12.52

Sonntag!

Luzern	ab 13.02	Sarnen	ab 17.22 / 17.57
Sarnen	an 13.51	Luzern	an 17.56 / 18.38
Sarnen	ab 18.07		
Lungern	an 18.44		

Sonntagsbillette!!

So wechseln auch diesmal auf unserer Bühne ernste Stunden mit frohen, und wieder bekommt der alte Horaz recht mit seinem Wort: »Aut pro-

desse volunt aut delectare poetae, den Dichtern ist's darum zu tun, zu nützen oder zu erfreuen.«

Wir heißen die lieben, alten Freunde unserer Bühne herzlich willkommen, die noch immer Sinn und Herz haben für der Studenten buntes Treiben auf der Bühne, auf der so mancher Sarnner Musensohn unvergeßliche Stunden erlebte.

P. Sigisbert.

Aus dem Studentenviertel

Liebe Leserinnen und Leser!

Sankt Nikolaus ist einer jener beliebten Heiligen, deren Namensfest seit Vätergedenken mit schulfreier Zeit verbunden wird und daher nicht bloß unter den Reihen der Liturgiebegeisterten, sondern selbst in den letzten Schlupfwinkeln der externen Studentenschaft lauschende Ohrmuscheln findet. Früher soll er mit einem Esel durch das weite Christenland gezogen sein, aber die Samichlausspieler von 1945 ließen den Langohr aus dem Spiel; denn es entging ihnen nicht, wie schon viele solche Geschöpfe im Lateinischen Viertel umherlaufen. Die Volksabstimmung vom 10. Februar 1946 über die Verkehrskoordination wird hoffentlich den nächtlichen Überlandtransporten des Sankt Nikolaus'schen Grautieres einen neuen Aufschwung verleihen! Auf kommunen Schuhen kamen also der S a m i c h l a u s und seine vier Schmutzli ins Rampenlicht der Bühne geschlichen und ließen los, was im Programm mit »Schnitzelbank« bezeichnet, in Wirklichkeit aber eher eine Hobelmaschine war!

Gleich zu Beginn ergab sich eine gelungene Störung: Sankt Nikolaus fing an, Lorbeeren auf die Häupter der Neu-Doktoren von 1945 zu häufen, als ihm die Schmutzli lärmend ins Wort fielen und ihn zum Schweigen brachten. Warum? — Man hatte beschlossen, es dürften keine Patres in die Schnitzelbank einbezogen werden. Offenbar argwöhnte man, es könnte der Heiligenschein des einen oder andern schief gedrückt werden. So wurden denn im Namen des Gesetzes verschiedene Studentenexistenzen unter die Lupe genommen, und die »Seelengärtner« konnten sich dabei hinter den Ohren krauen und staunen, was für Schattenblümchen und Sumpfpflanzen im Konvikt, im Gymnasium und im Kollegium immer noch vorkommen!

Das geschah am 5. Dezember. Am Sankt Nikolaustag selber strömten Regierung und Volk des Studentenviertels abermals im Theatersaal

zur Feier Sancti Nicolai zusammen. Orchester und Feldmusik bestritten die musikalische Unterhaltung, während ein Schauspielerpaar zwei gute Stunden die Zuhörerschaft mit drolligen Einfällen und Schwänken fesselte. Freitags ging der Alltag weiter, etwas kleinlaut wie immer, wenn sich die hochgehenden Wogen der Freude gelegt haben, aber jedem war es in diesen Tagen inne geworden, daß nun der Weg durch weihnächtliches Land immer näher zum Lichtwunder der Heiligen Nacht führe.

Am dritten Adventssonntag hatten die Obergymnasiasten Gelegenheit, die Presseausstellung in der Turnhalle des Dorfes zu besuchen. Herr Hermann Odermatt, Chefredaktor der »Neuen Zürcher Nachrichten« erzählte in kurzweiligem Ton Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Zeitungsschreibers. Eine vorgesehene Filmvorführung mußte leider unterbleiben, weil die Kinomaschine versagte und statt der erwarteten Bilder langgezogene Heultöne von sich gab, die den Lyceisten und jenen, die es werden wollen, im Physikunterricht, Kapitel »Sirenen«, wieder begegnen werden. —

Wenig Bedauern rief der erste Schneefall hervor, der das verpönte Frühturnen unter sich begrub. Nun war die Straße wieder frei von den stummen Demonstrationszügen der Hosensackbefürworter, es brauchte auch keiner mehr zu gewärtigen, daß P. Rektor, der Hüttenwart des Kollegiums, sich um ihn bemühte mit den Worten: »Soo Boschschü, hött miesch nett goh ministriere, alsoo mach Di parat zom Früetoorne!« Vielmehr sagte sich, wer bei Wilhelm Busch einmal Gast gewesen:

»Wenn's einer davon haben kann,
So bleibt er gerne dann und wann
Des Morgens, wenn das Wetter kühle,
Noch etwas liegen auf dem Pfühle
Und denkt sich so in seinem Sinn:
Na, dämmre noch 'n Bissel hin!
Und denkt so hin und denkt so her,
Wie dies wohl wär, wenn das nicht wär.—
Und schließlich wird es ihm zu dumm. —
Er wendet sich nach vorne um,
Kreucht von der warmen Lagerstätte
Und geht an seine Toilette... —

Ein altbekannter Geselle dürfte allen der Föh'n sein, der uns während der letzten Schulwoche ein stürmisches Fortissimo aufspielte. Eines

Nachts hat er besonders ausgelassen getan. Der Philosophenpräfekt hatte allen Grund, nach der Decke zu starren und zu murmeln:

»Knusper, Knusper, Knäuschen,
Wer knuspert an meinem Häuschen?«

und seine Schutzbefohlenen überlegten nicht mit Unrecht, ob die »Denkfarm« auch solchen Stürmen standhalte; denn am folgenden Morgen entdeckten wir die Beschädigung: das Blechdach des Gymnasiums war teilweise losgerissen und wie ein Konservenbüchsendeckel hintenüber gekrümmt worden. Das Gebäude ließ sich in diesem Zustand in etwa vergleichen mit dem Goetheanum in Dornach oder dem neuesten Modell eines Damenhutes. Der Schaden war allerdings lächerlich gering, nicht eine Schulstunde fiel aus, und bis Mittag hatten drei Dachdecker das Blech zurechtgebogen. —

Nach und nach rutschten die Tage näher, die vor uns durch Nebel und Kreidestaub des Trimesters geleuchtet hatten. Auf den 20. Dezember hatte die Alt-Subsilvania zusammen mit den Jung-Subsilvanern einen heimeligen Familien-Weihnachtsabend in der »Krone« organisiert. Der Anlaß, der schon an sich in besinnlicher, herzlicher Stimmung verlief, erhielt noch einen besonderen Charakter dadurch, daß der hochwürdigste Gnädige Herr, Abt Bernardus, trotz seines kurzen Besuches in Sarnen unter uns weilte und sich in einer würdevollen Ansprache an die Versammelten wandte. Konzertstücke, Männerchorgesänge, Gedichtvorträge, die alten schönen Weihnachtslieder und nicht zuletzt die markante und doch gemütvolle Christbaumrede von H. H. Eduard Käslin, Pfarrhelfer in Alpnach, haben dieser erstmaligen Weihnachtsfeier der Obwaldner Subsilvanerfamilie zum Erfolg und zur Wiederkehr in kommender Zeit verholfen. —

Der 22. Dezember, ein Samstag von Gottes Gnaden, sah die ausziehende Studentenmasse zum Bahnhof wallen. Vorsichtig, mit vereinzelt Warnpfeifen fuhr das grünlackierte Brünigbähnchen ein und ließ den Generalangriff der reiselustigen Gesellschaft über sich ergehen. Allseits herrschten Freude und Lachen, man wünschte sich frohe Festtage und erlebnisreiche Weihnachtsferien! —

Am 20. Januar 1946, dem ersten Sonntag nach den Ferien, hielt auf Einladung der Missionssektion ein Weißer Vater, P. Josef Furrer, einen überzeugenden Lichtbildvortrag über neue Methoden in der Missionierung. —

Als verspätetes, aber um so ansehnlicheres Christkindgeschenk wurde eines Tages das längst verheißene Billard herangefahren, das nun zusammen mit dem neuen Radio den Rekreationssaal der Philosophen zu einem gernbesuchten, heimeligen Erholungsraum macht. — Das schweizerische Erdbeben schreckte uns während der Stille eines Museums auf. Alle waren sehr erbaut davon, und ein Maturand soll sogar erleichtert und des Jüngsten Tages gewärtig gewesen sein. Wie weit es mit der Unschuld dieses jungen Mannes her ist, geht uns weiter nichts an; sein Gewissen wird etwa so weiß sein wie die Hühnereier, die der Osterhase bringt! — Ob die merkwürdigen Anwandlungen, denen ein junger Konviktist unterworfen ist, ebenfalls eine Folge dieses Erdbebens sind, ist noch nicht abgeklärt. Tatsache ist, daß der Bedauernswerte zeitweise in einen Traumzustand verfällt, Fußballmatche, Karl May-Zitate und dergleichen zum besten gibt und nur mit erheblicher Mühe (man spricht von zwei Kesseln Wasser!) wachgerufen werden kann. —

Der 27. Januar stand im Zeichen frohen studentischen Treibens: die Subsilvania hielt ihren altberühmten Neujahrskommers ab, der in Anwesenheit zahlreicher Alter Herren, auswärtiger Verbindungsvertreter und der Wildenschaft vonstatten ging. Warmen Herzens zogen wir nach dem »Ex, ex!« durch die kühle Winternacht ins Kollegium zurück. Ob einer dem Süßmost zugesprochen oder weingerötet, sozusagen mit einem »Leuchtzifferblatt« die »rote Mütze und das Band aus der Hand legte«, jeder mußte bekennen: »s war halt doch ein schönes Fest!« —

Am Fest der heiligen Agatha erfreute sich die Studentenschaft des ersten freien Nachmittages, und am folgenden Tag hielt das Glück des Dolcefarniente nochmals vor der Türe der zweiten und dritten Handelsklasse. Die Kreisdirektion II der S. B. B. probierte nämlich die Geschwindigkeit einer Schnellzugskomposition auf der Brünigbahn aus und lud zu dieser Fahrt in zuvorkommender Weise Studenten der Kantontsschulen Luzern und Sarnen und des Kollegiums Stans ein. Vivant sequentes!

Allmählich naht die Zeit, wo sich die Freizeit vieler im Musiksaal und auf dem Bretterboden der Bühne abspielt; denn Orchester und Theatergesellschaft werden noch einige Male proben müssen, bis ihre »Manöver« in den Fastnachtstagen »scharf« durchgeführt werden. Am Aschermittwoch wird die ganze ernüchterte Lehranstalt »rechtsumkehrt!« machen und mit der Vollpackung menschlicher Unzulänglichkeiten in die Exerzitien marschieren. Für junge Leute besteht dann nicht selten

die Gefahr, daß sie von einem Extrem ins andere kippen. Doch davon ein andermal! —

Mit einem freundlichen Gruß an die bekannte und die unbekannte Leserschaft sei diese zweite Reportage geschlossen. Pius Bucher.

Bücherbesprechungen

Ermatinger, Emil, **Jahre des Wirkens**. 361 Seiten. Fr. 12.50. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Es steht mir nicht zu, über dieses Werk eines prominenten Vertreters der deutschen Literaturkunde, der aus dem Vollen schöpft, zu richten. Nur Rechenschaft will ich geben, warum ich es gerne gelesen habe.

Ist es die edle Sprache? Aber so entzückend die Schale, so köstlich der Kern. Wie anspornend ist das von so vielem Erfolg gekrönte Ringen nach dem hohen Berufsziel das ganze Buch hindurch! In den einzelnen Kapiteln aber, wie zum Beispiel in jenem über Deutschunterricht an der Mittelschule, entströmen dem tiefen Blick und praktischen Geschick des Verfassers gediegene Kenntnisse in reicher Fülle. Bei aller Vorliebe zum Spezialgebiet kennt aber der Autor keine Fachsimpelei, wird er doch überall zum beredten Anwalt der humanistischen Bildung. Wohltuend zeigt sich unter dem Frack des Professors auch der Mensch, der feine Gesellschafter und warme Studentenfreund. Am meisten aber freut einen, bei diesem weit über die Grenzen unseres Vaterlandes, ja über den Ozean bekannten Gelehrten, der zwar nicht auf dem Boden unserer Weltanschauung steht, ein entschiedenes Bekenntnis zum Metaphysischen, zum Glauben und Göttlichen zu finden. P. Nikolaus.

Wehrli, Dr. Paul, **Regula Wendel**. Roman aus der ostschweizerischen Stickerzeit. 509 Seiten. Geb. Fr. 12.80. Zürich 1945. Artemis-Verlag.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Wirtschaftslage der Ostschweiz so sehr verändert, daß der heutigen Jugend meist Sinn und Verständnis abgehen, die Lebenswichtigkeit der Stickereiindustrie für die damalige Bevölkerung begreifen zu können. Wohl sind eine Reihe wirtschaftswissenschaftlicher Abhandlungen erschienen, aber Geist, Leben und Umwelt dieses einst so bedeutenden Industriezweiges in fesselnder Erzählung der Nachwelt festzuhalten, ist ein Verdienst dieses Romans. Der Ostschweizer wird seine helle Freude haben, wenn er all die Benennungen und Redensarten — wohl manchmal etwas zu derb! — jener bald schon vergessenen Zeit wieder hört, wenn er in der Fabrikantenfamilie Wendel, vorab in Vater Jogg — der in der Hoffnung auf raschen Gewinn sein Bauerngut verkauft und eine Stickerei einrichtet — lebenswahre Typen des eigenen Dorfes zu erkennen glaubt. Aber auch der mit dieser Industrie weniger vertraute Leser wird sofort vom Fluß der Handlung mitgerissen, bis der Neid der Konkurrenz und der Haß der mit Hungerlöhnen

bezahlten Arbeiter den geldgierigen und herzlosen Meister ermorden und die Fabrik in Brand stecken. Wie menschlich edel und tief religiös erscheint in diesem Zusammenbruch der Familie Frau Regula! Sie hat Herz und Seele bewahrt. Sie ist die großartige Illustration zum Motto des Buches: »Eine rechte Mutter sein ist ein schwer Ding, ist wohl die höchste Aufgabe im Menschenleben.« (Jeremias Gotthelf.) Man versteht, wie diese innerliche Frau mit ihrer Naturliebe, in ihrem Heimweh zum früheren geruhsamen, freien, seelisch so gesunden Bauernleben sich nicht wohlfühlt bei dieser rastlosen, gewinnhungrigen Industriearbeit, am Fädlertisch im Käfig des Sticklokals, und daher nur allzufrüh verwelkt. Ich möchte diesem Buch, das eine wichtige soziale Aufgabe erfüllt, eine große Lesergemeinde wünschen namentlich bei der reifen Jugend. Man liest es mit wachsender Spannung und wird es ob des wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Gehalts — es sei hier nur auf die Darstellung der Nacharbeit der Kinder hingewiesen! — gerne ein zweites Mal zur Hand nehmen.

P. Robert.

Unsere Toten

(Die Zahlen nach den Namen bezeichnen die Studienjahre am Kollegium.)

Domkustos Robert Prinz, Chur (1908—1912).

Subitanea mors, clericorum sors.

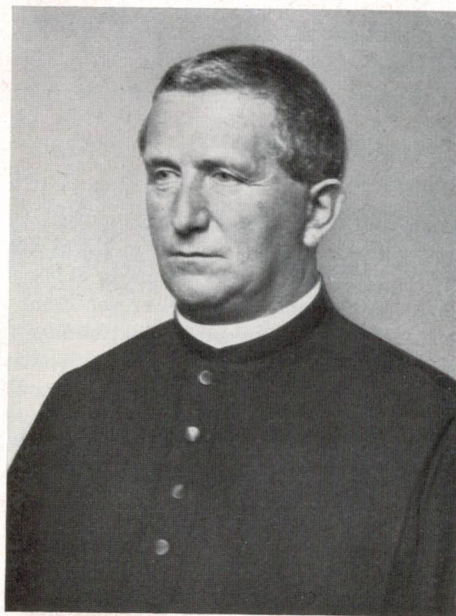
Dieses Wort hat sich an Kanonikus Prinz bewahrheitet, der am 3. Januar an einer Herzlähmung verschieden ist. Geboren am 4. Mai 1891 in Samnaun, besuchte er nach der Volksschule das Gymnasium in Disentis, das damals nur vier Klassen zählte. P. Maurus Carnot, selber von Samnaun, hatte auf ihn einen bestimmenden Einfluß. Der mit dem benediktinischen Geiste vertraut gewordene Student zog dann nach Sarnen an unser Gymnasium und Lyzeum (1908—1912) und schloß es mit einer guten Matura ab. Im Herbst des gleichen Jahres trat er ins Priesterseminar St. Luzi, Chur. Am 7. Mai 1915 erhielt er in Ingenbühl durch Bischof Georgius die hl. Priesterweihe und primizierte in der Heimatkirche. P. Maurus Carnot war Primizprediger am Feste im 1700 m hoch gelegenen Bergtal. Es war seit 110 Jahren die erste Primiz. Nach vollendetem vierten Seminarkurs kam Prinz Ende August 1916 als Vikar nach St. Anton in Zürich, wo er den Gesellenverein betreute und heute noch in gutem Andenken steht. Die etwas geschwächte Gesundheit zwang ihn, die gesündere Bergluft aufzusuchen. Prinz wurde im Herbst 1923 Pfarrer in Moutathal (Schwyz). Hier gründete er den Mütterverein und bereitete die Kirchenrenovation vor. Im Oktober 1929 übernahm er die bündnerische Pfarrei Bonaduz, mußte sie aber wegen der Arbeitsüberlastung 1934 aufgeben. Prinz wurde Ökonom im Priesterseminar in Chur, wo er von 1938 an zugleich Subregens war. Im Januar 1942 wurde er von Bischof

Christianus zum bischöflichen Verwalter, einen Monat später zum residierenden Domherrn ernannt. Seine Pflichttreue war vorbildlich. Der fromme, arbeitsfrohe und dienstbereite Domkustos erfreute sich einer hohen Wertschätzung bei arm und reich der Stadt. Sein plötzlicher Tod wirkte darum überall erschütternd. Am 70. Geburtstag des hochwst. Bischofs (6. Januar) wurde er in Samnaun bestattet. Dem lieben Verstorbenen gelten mit Fug und Recht die Dichterworte von P. Maurus Carnot:

Ich habe auf Triumphe nie gelauert,
Nie einen Strauß gebunden an den Stab;
Ich habe, stand ich einsam, nie getrauert,
Und nicht gebucht die Münzen, die ich gab.

Domherr Albert Lussi, Kerns.

P. Kolumban Müller O. S. B., Muri-Gries (1883—1889).



Am 2. Januar überraschte uns im Kollegium Sarnen die schmerzliche Nachricht aus Gries, P. Kolumban sei an Angina pectoris erkrankt und mit den hl. Sterbesakramenten versehen worden, und schon am 4. Januar traf die Todesnachricht ein. Als wir im letzten August zur Abtwahl in Gries weilten,

war der liebe Verstorbene trotz seiner 75 Jahre noch in voller Rüstigkeit und amtierte als Kapellmeister. Wie er im Leben immer Eile hatte, so ist er auch schnell von uns geschieden.

P. Kolumban Müller ist am Allerseelentag 1870 in Schmerikon geboren. In seinem Vaterhaus herrschte tiefste Religiosität. Ein Sohn starb als Jesuit, eine Tochter trat im Elsaß in ein Trappistinnenkloster, und selbst die im Alter vorgerückte Mutter und Witwe versuchte das strenge Ordensleben im Kloster ihrer Tochter, war aber diesen Strengheiten nicht mehr gewachsen und kehrte wieder zu den Ihrigen zurück. August, der spätere Benediktiner, machte seine Gymnasialstudien im Kollegium Sarnen, trat dann ins Kloster Gries, wo er am 24. September 1890 als Frater Kolumban die hl. Profeß ablegte und am 17. Juni 1894 zum Priester geweiht wurde. Ihm war es beschieden, sein ganzes Ordensleben im Kloster zu verbringen; außerhalb desselben hätte er sich kaum heimisch fühlen und zurechtfinden können. Wegen seiner reichen Talente, seines rastlosen Arbeitsgeistes und seiner steten Hilfsbereitwilligkeit fand er volle Verwendung. Schon als junger Pater mußte er das Amt eines Kapellmeisters übernehmen und behielt es, bis der Tod ihm den Dirigentenstab aus der Hand nahm. P. Kolumban besaß eine hohe musikalische Begabung, ein feines Musiktalent und bildete es unermüdlich aus. Seine Kompositionen, die er Jahr für Jahr zu den klösterlichen Familienfesten lieferte, zeichnen sich, wie ein Sachverständiger schreibt, durch klangfrische und gediegene Satztechnik aus. In Südtirol war er als Virtuos des Orgelspiels weitherum bekannt und wurde stets bei Orgelkollaudationen als Autorität beigezogen. Seine Improvisationen auf der Orgel der Klosterkirche wurden von Kunstverständigen als Hochgenuß gewertet. Die Pflege des Choralgesanges war ihm Herzenssache, er selbst sang den Choral in feiner, diskreter Weise. Als Kapellmeister führte er ein mildes Zepter; strenge Behandlung und Inzuchthaltung anderer lagen ihm nicht, auch nicht als Musiklehrer am Lehrerpädagogium in Bozen.

P. Kolumban war ein unermüdlicher Nothelfer im Kloster; seine Zelle sah aus wie die Werkstätte eines Mechanikers; für Physik und Chemie hatte er von jeher eine besondere Vorliebe. Alles, was nicht recht funktionierte oder zu Schaden gekommen war, wurde ihm zum Flick- und Ausbessern gebracht, oder er wurde dahin und dorthin gerufen, um einem Übelstand abzu- helfen. Und so kam es, daß er es immer eilig hatte und oft im Laufschrift durch die Klostergänge eilte, um noch rechtzeitig zu den gemeinsamen Übungen zu kommen. Auf seine Anregung hin wurde vom Kloster ein eigenes Elektrizitätswerk errichtet, wofür er die Berechnungen und Vermessungen vornahm. Auch außerhalb des Klosters war er stets zu helfen bereit; es gibt nicht manche arme Kirche im deutschen Südtirol, wo er nicht die Orgel reparierte.

Bei all dieser zeitraubenden Tätigkeit versäumte P. Kolumban keineswegs die hehren Pflichten seines Berufes, er war im Gegenteil auf peinlich genaue

Erfüllung seiner Obliegenheiten bedacht. Während seines ganzen Priesterlebens war er bei den Hauptteilen der hl. Messe von skrupulöser Ängstlichkeit geplagt und verweilte über Gebühr bei denselben. Oft wurde er von den Mitbrüdern deswegen geneckt, und er war sogar dankbar dafür und meinte, er komme nachher wieder besser voran. Auch in den Beichtstuhl getraute er sich nicht, obwohl ihm das diesbezügliche theologische Wissen durchaus nicht fehlte; ebenso wenig getraute er sich auf die Kanzel. Zu dem benediktinischen Gotteslohe im Chore kam er mit einer heiligen Treue und Gewissenhaftigkeit bis in die letzten Lebenstage.

Obwohl P. Kolumban wegen seiner liebenswürdigen, bescheidenen Freundlichkeit weitherum geschätzt und beliebt war, so hatte er doch wenig Kontakt mit der Welt. Das Kloster war sein Lebensbezirk. Seine Korrespondenz war auf das Mindestmaß beschränkt, auch seine Angehörigen in Schmerikon mußten sich damit begnügen, obwohl er ihnen eine innige Anhänglichkeit bewahrte, wie dies vor wenigen Jahren in seiner Trauer um den verstorbenen Bruder, Herrn Nationalrat Paul Müller, zum Ausdruck kam. In seinem Verkehr mit den Mitbrüdern blieb er sich immer gleich: dienstbereit, freundlich und fröhlich, voll selbstloser Güte; nie hörte man von ihm ein liebloses Wort über einen Mitbruder. P. Kolumban lebte wirklich das herrliche 72. Kapitel der hl. Regel: »Vom guten Eifer, den die Mönche haben sollen«, worin der hl. Ordensvater von der brüderlichen Liebe, vom gegenseitigen Ertragen und Helfen, von der demütigen Ergebenheit gegen den Abt des Klosters spricht. Darum herrscht in unserer Klostersgemeinde schmerzliche Trauer über den Verlust des geliebten Mitbruders; wir können mit einem trauernden Dichter sagen: »Nun hast du den ersten Schmerz uns angetan.« — Der liebe Gott schenke uns wieder einen solchen P. Kolumban!

P. Plazidus.

In Schmitten (Freiburg) starb am 31. Januar 1946 der H. H. Pfarrer und Dekan Johann Bapt. Nösberger im Alter von 72 Jahren. — Hochbetagt verschied am 14. Februar in Sarnen der langjährige Kollegi-Arzt und Präsident der Maturitätskommission, Herr Julian Stockmann. — Nachrufe folgen in nächster Nummer. R. I. P.

Personalnachrichten

Geistliche Ämter und Würden

H. H. P. Albert Häller, O. P., wurde vom Dominikaner-General zum Prokurator des Albertinums in Freiburg ernannt. — Die Herren Hans Amstalden, Gregor Burch und Johann Imfeld wurden kurz vor Weihnachten in die Reihe der Diakone aufgenommen.

Mutationen in Kloster und Kollegi

Es ist für den Abt nicht leicht, Posten im Kloster neu zu besetzen. Denn Pflichten und Bindungen greifen hier ineinander wie die Räder einer Maschine. Eine einzige Verlagerung zieht den ganzen Betrieb in Mitleidenschaft. So traf der Gnädige Herr vor Weihnachten folgende Änderungen: Um das angegriffene Herz zu schonen, darf P. Karl die äußere Ökonomie-Verwaltung in andere Hände legen. Zum Ökonom wurde der bisherige Subpräfekt im Konvikt, P. Simon Koller, ernannt, der die reiche Arbeit mit junger, frischer Kraft zu meistern willens ist. Auf die Subpräfektur zügelte mit frohem Optimismus P. Notker David. — P. Fintan Kümin mußte — nicht zum erstenmal — die Hochschulstudien unterbrechen und freigewordene Latein- und Griechischstunden übernehmen. — P. Martin Moll folgte zum weiß Gott wievieltensmal dem Ruf des Abtes und zog als Spiritual zu unsern Mitschwestern nach Habsthal in Sigmaringen. An seiner Stelle wird P. Joh. Ev. Nußbäumer an den Gästen, qui numquam desunt monasterio, den Dienst der christlichen Liebe üben. — In Gries versetzte der Abt P. Andreas Villiger als Pfarrer nach Marling, P. Wilhelm Balmer als Kooperator nach Senale und P. Gallus Schnyder von Senale nach Afing.

Jubiläum

Am Feste der Unschuldigen Kinder beging in Sarmenstorf H. H. Dekan und Domherr Anton Kaufmann seinen 70. Geburtstag.

Wahlen und Berufungen

Herr Dr. Pierre de Wolff ist zum Generaldirektor des Schweizerischen Bankvereins in London ernannt worden. — Herr Dr. med. Josef Hauser übernimmt in Näfels die ärztliche Praxis von Herrn Dr. Pascal Müller.

Militärische Beförderungen

Herr Dr. med. Eduard Frei, Luzern, wurde zum Oberstleutnant befördert. Zum Bataillonskommandanten: Herr Hauptmann Franz Durrer von Alpnach. Den Hauptmannsgrad erlangten: Herr Harry Stoffel und Herr Josef Leu von Hohenrain. — Herr Felix Stoffel ist Oberleutnant geworden. — Herr Hans Fehrenbach von Basel wurde zum Leutnant der Sanität und Herr Hans Zurgilgen zum Leutnant der Veterinärtruppen ernannt.

Examen

Die Herren Burkard Martin und Michel Franz haben das medizinische Staatsexamen bestanden. — Herr Hubert Stoffel machte das 2. chemische Vordiplom. — Herr Hans Schneider bestand das 2. Prope der Tierheilkunde.

Verlobungen und Vermählungen

Herr Peter Tatio, Zürich, verlobte sich mit Frl. Hedy Becker und Herr Mario Ferrari, Bellinzona, mit Frl. Giuliana Serati. — Herr Dr. med. Siegfried Julen, Zermatt, vermählte sich mit Frl. Emilie A. Waller und Herr Dr. Carlo Bauer, Rebbio di Como, mit Frl. Dr. Susanna Groh.

Familienzuwachs

Herr Landschreiber Leo Omlin, Sarnen, freut sich an der Wiege seines Stammhalters Albert Walter. — Herr Josef Gunzinger, Genf, meldet die Ankunft seines kleinen Franz-Josef; Herr Dr. Fridolin Sigrist-Kuhn, Hochdorf, die Ankunft einer kleinen Jolande Ursula. — Monsieur Henri Grögli, Neuchâtel, annonce la naissance de son fils Henri-Arnold. — Herrn Dr. Heinrich Stockmann-Etter, Basel, wurde ein Töchterchen Claudia Edith Maria geschenkt.

Allen Gottes Segen!

Mitteilungen

Das Kollegium verdankt und erwidert alle mit der Einzahlung oder über Neujahr gesandten Grüße und dargebrachten Glückwünsche. Insbesondere dankt die Redaktion lebhaft für das rege Interesse und erst recht für die treue Mitarbeit an der Kollegi-Chronik.

Der angekündigte Reisebericht mußte wiederum aus Platzmangel zurückgestellt werden.

Die Statue der schmerzhaften Mutter Gottes S. 83 gehört zur Kreuzgruppe unter dem Chorbogen der Gymnasialkirche und stammt aus der Schwendi.

Redaktionsschluß für die nächste Nummer: 15. April.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bonaventura Thommen.

Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.

Expedition: P. Rupert Amschwand, Kollegium, Sarnen.

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal während eines Schuljahres.

Bezugspreis: Fr. 3.—, Postscheck VII 6875, Kollegi-Chronik, Sarnen.